



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kümmert. Nur weil die Verwandten Lärm schlagen über dies neue Glück des Betters, das sogar Trödel zu Geld machte, ist mir die Sache hängen geblieben.

Lina gab die Schwägerin auf. Am Abend aber, als Karl längst wieder seinen lustigen Einfällen nachjagte, und Nett den Knaben in Schlaf sang, trug sie ihren Fleckkorb, mit den zerrissenen Socken der Ackermannschen Buben, zu Mutter Flörke hinunter.

Die spitzen Reden, die eine Plauderstunde mit der Wäscherin jetzt allzeit einleiteten, ließ sie ohne Unterbrechung hinlaufen. Als die mißvergünstigte Schwiegermutter erst einmal vom Herzen hatte, daß man sie vernachlässige, und daß Lina das nicht leiden dürfe, denn wenn die jungen Leute das einmal gewöhnt würden, käm nach der Mutter auch die Schwester an die Reihe — wurde sie gemüthlich, holte Kaffee und Kuchen, von denen sie zu allen Tagesstunden vorrätig hatte, und vertiefte sich mit Genuß in einen kleinen Schwaß.

Leicht konnte Lina die Rede von den Pfauengebärden der jungen Frau Apothekerin und der wohlgenährten Dummheit der Nachbarin Grunert zur Erbpathe und dem bevorzugten Betteer lenken. Mutter Flörke erging sich zum hundertsten male in Klagen über das entwichene Geld, als aber Lina wieder treppauf stieg, wußte sie Namen und Wohnung des begünstigten Betters und schrieb noch in dieser selben Nacht um die Adresse des Mannes, der verständigen Leuten Trödel in Geld verwandelte.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Toten von 1897. Eine Totenliste, die aus nackten Namen besteht, hat wohl etwas trübseliges, aber der Tod ist kein Übel, wenn er ein tüchtiges Leben rechtzeitig abschließt, und eine Sammlung von Nekrologen, die, wo es der Mühe wert war, zu Biographien erweitert worden sind, kann uns eine solche Summe herrlichsten Lebens vor Augen stellen, daß wir freudig dabei verweilen und den Tod, den Veranlasser, darüber beinahe vergessen mögen. Der zweite Jahrgang des von Anton Bettelheim glücklich eingeführten Unternehmens: Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog (Berlin, Georg Reimer, 1898), ist ein schönes Buch geworden, 468 Seiten groß Oktav mit rund 250 Artikeln, wozu noch Nachträge über die 1896 Verstorbenen kommen. Die Organisation des Werkes war für den Vetter ein großes Stück Arbeit, und nicht minder ist es die Fortführung: die Artikel sind meistens von Provinzialreferenten verfaßt worden, bei hervorragenden Verstorbenen sind besondere Verfasser eingetreten. Im ganzen und großen ist hier nach so kurzer Zeit schon soviel geleistet, daß wir uns zu kritischen Ratschlägen, wie sie die Vorrede erbittet, nicht berufen fühlen und lieber zeigen wollen, wie ein solches Buch mit Nutzen gelesen werden mag.

Zwei unsrer Verstorbenen sind in Heliographie abgebildet, Jakob Burckhardt und Johannes Brahms. Sie werden unter allen die berühmtesten sein. Als Konkurrenten könnten wohl nur noch zwei andre in Frage kommen, mit sehr ver-

schiedenartigen Ansprüchen freilich: Exzellenz von Stephan und Pfarrer Aneipp. Wenn es sich aber um Aufwand von „reinem“ Geist handelte, so ginge der Mathematiker Weierstraß allen voran. Daß die Nachwelt den Mimen keine Kränze mehr flücht, erweist sich gegenüber den langen Biographien unsers Nekrologs (Mitterwurzer, Marie Seebach) nicht als richtig; bei Charlotte Wolter heißt es sogar am Schluß ein wenig gewagt, durch Jahrhunderte werde ihr Name ein Leitstern sein für alle, die in der Schauspielkunst das höchste anstreben. — Es ist ein Trost für solche, die sich im Leben, oftmals freudlos, mit Schreibwerk plagen, daß sie jedenfalls am sichersten dereinst dadurch Aufnahme unter die nicht ganz ruhmlosen erlangen. Sehr groß ist in unserm Nekrolog die Zahl derer, die nur deswegen hineingekommen sind, weil sie etwas „geschrieben“ haben — nicht bloß eigentliche Schriftsteller und Journalisten, sondern namentlich auch Lehrer an Mittelschulen und Volksschulen —, wobei der Wert des Geschriebnen sicherlich oft nicht von ferne heranreicht an den Inhalt so manches thätigen Lebens, zu dem sich nachträglich kein Homer einfindet. Nicht so leicht wie das Schreiben führt das Drucken zur Berühmtheit. Im Leben bedeutet der Verleger gesellschaftlich und materiell fast immer mehr als sein Autor, geistig im allgemeinen oft auch, und nicht selten sogar in Bezug auf ein einzelnes bestimmtes Werk mindestens ebenso viel wie er. Wie wenig weiß aber doch hinterher der Nekrolog über die Buchhändler zu sagen im Verhältnis zu der langen Lebensbeschreibung so manches unbedeutenden Autors! Nicht weniger als vierzehn Buchhändler sind 1897 gestorben, darunter Namen von weitem Klang (Alexander Dunder, Ernst Reimer, der Inhaber der Firma unsers Nekrologs, Ernst Wasmuth, Bruno Klinkhardt, Franz Koehler, August Klasing). Musiker, Sänger, Komponisten, Dichter haben es alle leicht, zu irgend einer Art von Totenfeier zu kommen, keiner von ihnen geht ganz klanglos aus dem Leben, aber die Berühmtheit wird meist nicht von Dauer sein. Von den zahlreichen, die unser Nekrolog unter seine Ausgewählten aufgenommen hat, wird außer Brahms kaum ein Musiker weiterleben, und Emil Rittershaus ist jedenfalls der einzige Dichter, an den man noch länger zurückdenken wird. Wie den Musikern, so ergeht es den bildenden Künstlern. Gezählt habe ich die Bildhauer und Maler nicht, über die der Nekrolog handelt, es sind aber sehr viele, und der einzige darunter, dessen Name weiterleben wird, ist der Meister der Holzschneidekunst Hugo Bürkner. Militärs gelten in unserm Leben bekanntlich sehr viel, aber um so schwieriger scheint es für die einzelnen, Nachruhm zu erlangen und nicht ganz zu Grunde zu gehn. Zur Aufnahme in einen Nekrolog von der Art des unsrigen ist, von sehr individuellen Ausnahmen abgesehen, schon Generalsrang erforderlich, und unter den einundzwanzig Namen, die wir verzeichnet finden, dürften nur etwa folgende einen Platz in der Erinnerung unsrer meisten Leser haben: die preußischen Generale von Albedyll, Hans von Bülow (Artillerist) und von Schachtmeyer, Admiral von Sterneck, der Sieger von Bissa, endlich der eidgenössische Oberst Rothplek, und zwar dieser weniger als Offizier, wie als Gelehrter und feiner Kunstkennner und Sammler. Auch eine vornehme und selbst hohe Lebensstellung verbürgt ja kein Andenken in weitem Kreise über das Grab hinaus. Prinz Wilhelm von Baden und die Großherzogin Sophie von Weimar haben ohne Frage einen persönlichen Lebensinhalt gehabt, der sie der Teilnahme wert macht, aber die Berühmtheit des edeln und sympathischen Fürsten Otto von Stolberg-Bernigerode ist doch noch tiefer begründet, wie eine treffliche Biographie des 1896 gestorbenen in den Nachträgen jedem Leser zum Bewußtsein bringen wird. Gegenüber den ausführlichen Biographien so vieler Universitätsprofessoren, die zugleich Schriftsteller waren, und die nun nach der Rangordnung des Nekrologs ohne Widerspruch als

die Erlesenen des Nachruhms hinzunehmen sind (Jakob Burckhardt, Michael Bernays, der Botaniker von Sachs, Weierstraß u. s. w.), haben wir wenige Namen von Männern der hohen Verwaltung und alle mit kurzen Nekrologen: von Ahlfeld, Landesdirektor von Schleswig-Holstein, Graf Konrad von Holstein — erst wenn Schriftstellerei als Lebensarbeit hinzutritt, wird die Wärme des Nachrufs bereitet: Friedrich von Reizenstein, Sozialpolitiker, früherer Bezirkspräsident von Lothringen. Große Industrielle gar müssen schon sehr „groß“ sein, um für den Nekrolog in Betracht zu kommen: Generaldirektor Baare in Bochum, Spinnereibesitzer ten Brink in Arlen bei Singen (Baden), Großindustrieller von Knosp in Stuttgart (Anilin und Soda), Generaldirektor des „Phönix“ in Saar bei Ruhrort, Alexander Thielen, oder doch mindestens „schwer“, wie der vielgenannte Generalkonsul Schönlant in Berlin. Die Besitzer von Geld und Gut haben meistens ihren Lohn schon im Leben dahin. Zuweilen aber auch nicht, und dann thut sich wohl durch die knappen Zeilen eines kurzen Nekrologs hindurch einmal bewegender Glückswechsel kund: Kommerzienrat Spiegelberg, Begründer der deutschen Juteindustrie (Braunschweig). Eine Berühmtheit ganz eigener Art hat sich jemand erworben, wenn er einmal als Abgeordneter in den Kulturkampfdebatten versehentlich Felix Dahn für Waltherr von der Vogelweide genommen hat und er sich dann den impertinent modernen Vers bis ans Grab muß nachrufen lassen: Senatspräsident Petri in Kassel. Und einem Manne, der mehr Ruhm und mehr Glück verdient hätte, als ihm zu teil geworden ist, den sogar die meisten, die von ihm gewußt haben, ohne Zweifel für längst gestorben wähnten, hat erst jetzt nach einem neunzigjährigen Leben der Deutsche Nekrolog von 1897 das wohlverdiente Denkmal setzen können, dem Architekten Franz Mertens in Berlin, der zuerst in Deutschland und schon in den dreißiger Jahren das Richtige über den französischen Ursprung der Gotik gefunden und gesagt hat.

Wenn die Nekrologe in der äußern Ausdehnung und in ihrer Tonart den einzelnen Personen genau angemessen sein sollten, so müßte nicht nur ihr Herausgeber, sondern schon seine Mitarbeiter die Weisheit der alten Unterweltstrichter haben. Der Leser wird nicht so anspruchsvoll sein, das zu verlangen, andererseits wird er nicht auf das Recht verzichten, Ungleichheiten, wo sie ihm auffallen, auch wahrzunehmen und sich auf menschliche Weise zu erklären. Manche Artikel erscheinen über Gebühr lang, so durchweg die schweizerischen und schwäbischen, weil sich dort die Provinzialreferenten mit besondrer Liebe in solche Aufgaben zu versenken pflegen. Auf diese Weise wird dann auch bisweilen die Schätzung der Personen recht überschwänglich ausfallen: man vergleiche dafür unter andern den Germanisten Jakob Baechtold in Zürich oder den Dichter F. G. Fischer in Stuttgart. In andern „Provinzen“ ist der Eindruck eines Artikels hier und da unter Verdienst ungünstig, so des über den Schulmann und Sprachforscher Deede in Straßburg und vielleicht auch des über den Jenaer Physiologen Preyer. Auch die Fachreferenten schätzen verschieden: Karl von Lützow in Wien ist doch wohl etwas zu leicht befunden worden, während Michael Bernays in allen erfindlichen Tonarten gepriesen wird und zu diesem Lobgesang mindestens noch eine Helio-graphie, eigentlich sogar zwei, hätte haben müssen.

Der Tod, der ja zu keiner Zeit ein ganz erwünschter Gast sein soll, kommt den Menschen entweder zu früh oder zu spät. Besser wäre wohl noch das erste. Denn wenn uns auch nicht wie den Griechen das Alter ein für allemal als traurig gilt, so ist doch leider zu wahr, daß diese letzte Stufe des Lebens leicht allerlei Schweres zu tragen hat, dem mancher gern entginge, wenn er könnte und dürfte.

Zu früh gestorben, das klingt sehr traurig, und wenn wir es nachsprechen, so empfinden wir wie die hinterbliebenen Angehörigen eines Toten, aber für den Menschen selbst ist es ungleich schlimmer, wenn er zu spät stirbt. Hilty in seinem Buche „Glück“ sagt einmal, jedes Leben bestehe meistens aus drei Abschnitten. Wer eine schwere Jugend gehabt habe, bekomme leichter ein günstiges und erfolgreiches Mannesalter, schwerlich aber ein wolkenloses Ende. Eine goldne Jugendzeit sei umgekehrt fast immer der Vorbote von Stürmen des mittlern Lebens, dem dann ein ruhiger Abend zu folgen pflege. Unser deutscher Nekrolog giebt uns Lebensbilder mit Stufen von beiderlei Art. Der Umschlag zum Schlimmen am Ende tritt z. B. deutlich hervor bei dem Botaniker von Sachs oder bei dem Handelsrechtslehrer Goldschmidt; hier, möchte man meinen, sei er dem freiwilligen Wechsel des Wirkungskreises (Berlin für Leipzig) gefolgt. Aber wir haben auch Lebensläufe von einem ganz merkwürdigen, bis ins höchste Alter kaum gestörten Glücke bei Männern von sehr verschiedener Natur und Arbeitsart: dem Maler Engerth und dem Historiker von Arnetz in Wien, dem Chemiker Fresenius in Wiesbaden oder dem juristischen Parlamentarier von Marquardsen in Erlangen.

Man will beobachtet haben, daß bei Männern gebildeten Standes die ersten sechziger Jahre vorzugsweise kritisch seien. Von den 250 Personen unseres Nekrologs sind gerade 25, also ein Zehntel, im Alter von 62 bis 64 Jahren gestorben.

U. P.

Pädagogische Bücher. Wir brauchen bei der emsigen Kritik der Fachleute diesem Gebiete keinen großen Raum zu widmen und weisen nur auf einzelne Bücher, die uns beachtenswert scheinen, hin. Karl Volkmar Stoy's kleinere Schriften und Aufsätze mit einer Einleitung von Karl Andrea, herausgegeben von Heinrich Stoy, erster Band (Leipzig, Engelmann) enthält Schulreden und ähnliche Gelegenheitsäußerungen, dazu Bücherbesprechungen und wird nicht nur den Anhängern und Verehrern wertvoll, sondern für alle von Interesse sein, die einen Einblick in die Stoy'sche Erziehungsanstalt in Jena nehmen möchten. Wenn das Institut nur halbwegs das ist, als was es sich hier in den Gedanken seines Gründers darstellt, so muß es etwas schönes und beinahe einziges sein. — Theodor Waitz aus Gotha starb als Professor der Philosophie 1864 in Marburg, erst 43 Jahre alt. Er zeichnete sich durch ein sehr ausgebreitetes Wissen aus und hat verschiedene größere Werke (über Aristoteles, zur philosophischen Psychologie, Anthropologie der Naturvölker) veröffentlicht. Seine „Allgemeine Pädagogik,“ herausgegeben von Otto Willmann, liegt jetzt in vierter Auflage vor (Braunschweig, Vieweg und Sohn), bald fünfzig Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, ein Beweis, daß sie nützlich gewesen und noch heute gut sein muß. Verglichen mit der mehr technischen, angewandten, aktuellen Art der heutigen pädagogischen Schreibweise, ist sie auffallend ruhig und gemessen gehalten. — Ein sehr lebhaftes Tempo herrscht in dem Buche: „Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte, die höhere Schule und das gebildete Haus gegenüber den Jugendgefahren der Gegenwart, eine Pädagogik des Kampfes, Fachgenossen, Eltern und Erziehern, Jugend- und Schulfreunden vorgelegt von M. Evers, Gymnasialdirektor in Barmen“ (Berlin, Weidmann). Der lange Titel, der für drei bis vier Bücher ausgereicht hätte, überhebt uns des weitern. Das Buch, aus Berichten für eine Direktorenkonferenz entstanden und bis in die kleinsten Unterabteilungen durchdisponiert, ist kein Kunstwerk oder angenehmes Lesebuch, aber es ist, nach unsrer Meinung wenigstens, durchaus verständig, es übertreibt nicht, sieht nicht schwarz, sondern mit Zufriedenheit auf die Gegenwart und mit Hoffnung in

die Zukunft. Der Verfasser erkennt z. B. die Gefahren der Überbürdung nicht an, weil er sich noch an Zeiten erinnern kann, wo man mehr gefordert hat als heute. Uns geht es ebenso, aber uns fragt keiner. Der Verfasser ist jedenfalls ein liberal denkender und weit sehender Schulmann, was ausdrücklich hervorgehoben werden mag, weil nach der feierlichen Fassung des Titels sich jemand eher auf einen engen und strengen Sittenprediger gefaßt machen wird. — Ernst Clausen, *Freimütige Bekenntnisse, Mahnwort und Warnungsruf für das gebildete Deutschland* (Berlin, Fontane und Komp.), klingt ebenso feierlich und dringend, und dem entspricht auch der Ton des Inhalts. Der Verfasser wendet sich gegen unsre heutige Religionsübung und mancherlei, was damit zusammenhängt. Wir haben darin nichts besonders wichtiges finden können und meinen höchstens: man kann über manches einzelne so denken wie er, aber auch gerade so gut ganz anders, und eine Meinung gewinnt nicht dadurch an Überzeugung, daß man sie bestimmt oder laut vorträgt. Die Formulierungen sind zu wenig konkret, um zu einzelnen Erörterungen einzuladen. — Das ist anders bei der „*Plastischen Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben von Heinrich Driesmans*“ (Leipzig, Naumann). Der Verfasser ist ein Anhänger Nietzsche's, aber mit Maß, er hat vieles wahrgenommen und gelesen und schreibt nicht nur lebendig, sondern auch gut, beinahe formvollendet. Unter plastischer Kraft versteht er Originalität im Schaffen, und seine Generalthese ist, daß er diese Originalität vermißt, wo das größere Publikum sie noch zu finden glaubt, und das wird in drei Abteilungen ausgeführt: Kunst, Wissenschaft und Leben. Der erste Abschnitt enthält viele Gedanken, mit denen wir übereinstimmen können. Der Verfasser klagt zum Teil mit Anlehnung an Nietzsche'sche Formeln über die Verödung moderner Poeten und Maler, die innerlich degenerieren, weil sie ganz von der Beobachtung der unbedeutendsten und wichtigsten Außerlichkeiten in Anspruch genommen werden, über eine Darstellungsweise, der ein um der Kontrastwirkung willen notwendiges, also „*naturgesetzlich begründetes*“ Minimum von „*sittlicher Idee*“ schon zuviel sei, über die Unfähigkeit zu einer tiefen, den ganzen Menschen fordernden Empfindung — „*unsre Kultur ist total verwirgelt, das Schlimmste, was einer Kultur passieren kann*“ —, unsre Kunst nähre uns nicht mit frischer Kraft, sie ziehe nur ab vom Leben, zerstreue und zehre wie der Vampyr. Ja gewiß, aber ist das zum Verwundern? Die Geister, denen der Übermensch als Gespielen seiner Langeweile Audienz zu geben meinte, haben sich nun zum bleiben eingerichtet. Der Verfasser möchte nun diese lästigen Gefellen zähmen und für das allgemeine Beste brauchbar machen. Aber zu dieser Kunstausdehnungsbewegung, einer „*Fortsetzung des ästhetischen Gefühls von Mensch zu Mensch*“, um die er alle toten Kunstwerke der Welt freudig hingeben würde, haben wir kein großes Zutrauen. Kunstausstellungen für das Volk und künstlerischer Vortrag guter Dichtungen sollen die Tangelangelaufführungen tot machen, aber praktisch wirds wohl heißen: das eine thun, und das andre nicht lassen, und bei dieser „*großen ästhetischen Erziehung und Bildung des Menschengeschlechts*“ fällt uns immer wieder das Wort von der Muse ein, die nur zu begleiten versteht. Merkwürdig ist es übrigens, und das ist wohl auch ein Zeichen der Zeit, daß sich jetzt fast alle derartigen Bücher über Fragen der Gesellschaft und der höhern Kultur nicht mit Betrachtungen begnügen, die ja, auch wenn man anderer Meinung ist, interessieren können, sondern daß sie in praktische Ratschläge ausmünden, die dann von ihren Verfassern für sehr wichtig gehalten werden. Hat sich wohl einer dieser Männer die Frage vorgelegt, der wieweilte er in der Reihe der Ratschlagenden in dieser oder jener Sache ist, und was von der Welt noch übrig bleiben würde, wenn jeder die Berücksichtigung fände, die er

selbst zu verdienen glaubt? Wenn es aber richtig wäre, was ganz im Anfang zu lesen steht: die großartigsten geistreichsten Kulturen, die die Welt gesehen, wären die ursprünglichsten, und die Urkulturvölker der Chinesen, Inder, Ägypter hätten die gesamte menschliche und menschenmögliche Lebensweisheit allen nachfolgenden Völkern und ihren geistigen Heroen vorweggenommen, und wenn ferner alle „plastische Kraft“ immer mehr schwindet, also mit Sicherheit abnimmt, woher gewinnt jemand dann den Mut, überhaupt noch Ratschläge zu machen?

Driesmans Abschnitt von der Wissenschaft zeigt eine große Belesenheit, und man folgt ihm mit Teilnahme. Gute geschichtliche Betrachtungen über die Jugend unsrer deutschen Kultur und über die nicht sehr weit zurückreichenden Stappen unsrer Ausbildung (Friedrich Wilhelms I. militärisches System, das preussische Unterrichtsministerium usw.) führen uns auf den heutigen Zustand unsrer Bildungsanstalten. Der Verfasser gehört zu den vielen, die das Übermaß des Wissens gegenüber dem natürlichen Gefühl drückt, er führt die Sache des freien Geistes und des gesunden Willens gegen vorge schriebne Kenntnisse und staatlich angeordnete Laufbahnen. Sein Ideal ist der begabte Autodidakt, und als Bogelscheuche dient ihm der mit Kenntnissen ausgestopfte Staatsdiener. Er wendet sich nun gegen unsre Schulen und Universitäten, findet überall Fehler und Rückstand (zu einer Vortragsweise, wie er sie für richtig hält, ist noch nirgends der Anfang gemacht S. 114) und langt endlich bei Volkshochschulen an als künftigen Stätten einer wahren Bildung, die über dem Wissen stehen. Sie werden alles leisten, was heute vermißt wird, Schulung des Gefühls und Vermittlung eines erlebten, höhern „künstlerischen“ Wissens. Der Verfasser ist ein starker Idealist. Hinsichtlich der Medizin hält er es z. B. für eine zwar noch offene, aber von gebildeten Ärzten zugelassene Frage, ob nicht „die Kräftigung und Schulung des Gesundheitsgefühls, des energischen Gesundseinvollens, des Willens zur Gesundheit mehr wert sei als alle medikamentale und selbst chirurgische Krankheitsbehandlung.“ Uns scheinen Ärzte von dieser Bildung und Volkshochschulen von jener Leistungsfähigkeit ungefähr dasselbe zu sein, was der Bockhirsch in der Logik des Aristoteles sein sollte.

Der dritte Abschnitt, Leben benannt, ist eine so wüste Schweinerei, daß wir nicht einmal die einzelnen Überschriften wiedergeben möchten. So etwas niederzuschreiben scheint nur im Stande der Selbstanalyse möglich, deren Erfindung das Verdienst einer gewissen Pariser Litteratur ist. Es aber gedruckt wiederzusehen, zu korrigieren und dennoch nicht zu zerreißen, sondern hinausgehen zu lassen, setzt außerdem wohl auch eine Unversfrorenheit voraus, die ja zu den germanischen Eigenschaften gehören soll. Oder aber: was sich französisch zur Not noch sagen und hören läßt, wird uns im Deutschen einfach ekelhaft. u. p.

